

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hagen, Robert von: Wilhelm Kaiser [3 Bilder; Wagner, Erdmann]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

sie hat, die Anna Maria? — Sie hört so aufmerksam zu, als wenn der Pastor ihr das Evangelium vorliest; sie starrt den Vetter mit ihren großen, braunen Augen an, die wie Kohlen leuchten, und als der Hinkende fertig ist und sagt: „Nun gib dem Vetter einen Schmatz!“ — da springt das Sappermentsmädel auf, stößt den Stuhl fort, daß er umfällt, und ohne ein Wort zu sagen, künst sie weg, als wenn der Gottseibeiuns ihr auf den Fersen brennte! —

„Ha, ha, ha!“ lachte der Vetter — „den Beutel heraus, Hinkender! Ein ander Mal wirst du nicht auf deine Anna Maria wetten; aber hübsch ist das Mädel, das muß ich sagen! — Der Kuß hätte ganz gut geschmeckt! Er was, der Deidesheimer schmeckt noch besser!“

Der Hinkende fragte sich hinter dem Ohr — er begriff das nicht; — daß er sich so seinem Vetter gegenüber mit seiner Frauenkenntnis blamiert hatte, schmerzte ihn mehr als der Verlust seiner Wette. Er bestellte den Wein, stieß kopfschüttelnd an — trank — und die Flasche war leer, ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. . . . War der Anna Maria etwas begegnet? War sie plötzlich krank geworden? Hm! Das war doch zu toll! Nun hatte der Vetter sich revanchieren wollen und hatte auch eine Flasche bestellt, und er fing von seinen weiten Reisen an zu erzählen und von dem Leben in den Hafenstädten und von seinen Zukunftsplänen, von den Deutschen in Amerika und von Gott weiß was, so daß die Anna Maria dem Hinkenden endlich mit der Zeit doch aus dem Kopfe kam und er, vom Wein angeheitert, auch wieder munter und frischer Dinge ward.

Da wird mit einem Mal die Hintertür der Schenke, welche auf den Feldweg geht, der zur Stadt am nächsten führt, aufgerissen, eine Frau stürzt herein, zwei Kinder folgen ihr, ein Mann mit großem Strohhut ihr nach und hinter dem Mann die Anna Maria, die auf uns mit dem Finger weist und ruft: „Da . . . da sitzt er . . .“ Hört Leute! Nun fragt mich aber nichts mehr, ich weiß nicht, was geschah! Das war ein Geschrei und ein Gejauchze und ein Jubel, daß man kein Wort verstand; zumal der Hinkende nicht, den der Malefizkerl mit dem Strohhut ungerissen hat, als er auf den Vetter mit ausgebreiteten Armen lossprang. Aber seine Frau war doch früher da als er, und nun ging's los das Klüffen und das Jubeln und das Kindergeschrei! . . . Herr, du meine Zeit! — Das war ärger wie ein Jahrmarkt!

„Steuermann, guter lieber Steuermann!“ — so tönte es — „Gott sei gelobt — hier im Heimatlande sehen wir uns wieder! Warum habt Ihr unsere Briefe nicht beantwortet? Jetzt bleibt Ihr hier — das sind meine Jungen — der eine muß Seemann werden. — Steuermann, lieber Steuermann . . .“

Endlich erhob sich der Hinkende und sah seinen Vetter, den all das große und kleine Volk bald erdrückte, nur die Anna Maria stand etwas entfernt davon und wischte sich die Augen mit ihrer Schürze. Von der konnte man doch etwas erfahren. — „Wer ist denn der Strohhut mit dem Kerl drin, der mich umgerannt hat?“ fragte der Hinkende.

„Mein Bruder Peter . . . hi, hi, hi . . . der vorige Woche . . . hi, hi, hi . . . mit seiner Frau . . . hi, hi, hi . . . der Luise, aus Amerika gekommen ist . . . hi, hi, hi . . . und mit seinen Buben . . . und der sich hier ankaufen will. . . . Er hatte uns die Geschichte mit dem Steuermann schon geschrieben . . .“

hi, hi . . . und der Schlag hat mich beinahe gerührt, als Ihr mir vorhin den Mann zeigte, der meine Familie gerettet und glücklich gemacht hat.“

„Na,“ murrte der Hinkende vor sich hin, dem vor Nüherung etwas ins Auge gekommen war, das er sich auswischen mußte — „das Sprüchwort hat doch recht: Nur Berge begegnen sich nicht!“

Da fällt ihm aber ein, daß er auch versprochen hat, auch das Getränk zu nennen, welches den Durst stillt und die Freude vermehrt! . . . Hm! Habt ihr's noch nicht erraten? Zuerst säet Wohlthaten . . . und dann bei der Erinnerung an dieselben ergreift das erste beste Glas und leert es, und das Getränk, welches darin ist — und wenn es auch schönes Wasser wäre, wird doch euren Durst löschen, doch eure Freude vermehren und die Rückerinnerung an eure gute That euch erhöhen! — —

Aber zwischen dem Hinkenden und seinem Vetter schwebt heuer eine Streitfrage, die leicht in einen großartigen Prozeß ausarten kann, wenn die hübschen Leserinnen sich nicht als Schiedsrichterinnen ins Mittel schlagen. Es handelt sich um die Wette mit der Flasche Deidesheimer. — Wer hat sie eigentlich verlorren? Es ist wahr, daß die Anna Maria ihn nicht gleich darauf geküßt hat; aber da sich beide zu Michaeli verheiraten, wird sie ihn doch wohl bis dahin nicht haben schmachten lassen!

Was meint ihr, liebe Leserinnen, hat der Hinkende die Wette gewonnen oder nicht?

Wilhelm Kaiser.

Aus Kaiser Wilhelms Leben von Robert von Hagen.



er alte
ehrt
wür-
dige
Schul-
meister
des
kleinen
Städt-
chens N.
bei
Frank-
furt a. D.
hat sie
mir er-
zählt und
die
Wahr-
heit der
kleinen
Geschich-
te ver-
bürgt.

Ich erzähle sie daher getrost weiter.

Na also — begann er — es war anno 1862. Die großen Mäander wurden in unserer Nähe abgehalten und da überraschte uns eines schönen Tages die Freudenbotschaft: „Morgen kommt der König hier per

Eisenbahn an, bestiegt dann den bereitstehenden Wagen und fuhr auf das Manöverfeld.

„Jungens,“ sagte ich zu meinen Schulkindern, „morgen habt ihr mir im Sonntagsstaat anzutreten, hübsch sauber und reinlich; daß mir keiner ungewaschen kommt oder ungekämmt! Hört ihr?“

„Ja, Herr Lehrer!“ schrien die Bengels wie toll vor Freude, ihren König, welchen sie bisher nur auf Neu-Ruppiner Bilderbogen gesehen, nunmehr von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen. „Und dann marschieren wir zur Bahnstation,“ fuhr ich fort. „Und f. Alte euch dann der König — einen oder den andern — wie's Majestät oft zu thun beliebt, ansprechen, müßt ihr nicht gar zu blöde thun, hübsch kurz und laut antworten mit: „ja, oder nein, Ew. Majestät!“ — Also merkt es euch: keine dummen Gesichtchen machen, wenn's möglich ist; kurz und bündig: „ja, oder nein!“ so lobt es der König. Zur Vorfeier des morgigen Tages ist die Schule heute schon um eine Stunde früher aus. Geht nach Hause!“

Zubelnd eilten die Knaben heimwärts, indes die Hauptstraße, durch welche der König seinen Weg nehmen mußte, bereits mit grünem Laubgewinde und schwarz-weißen Fahnen geschmückt wurde.

Pünktlich mit dem angekündigten Extrazug traf am nächsten Morgen der König mit einem kleinen Gefolge in N. ein und wurde empfangen von dem brausenden Hoch der guten Bürger und der nicht minder guten Obrigkeit, dem tapfern Landwehr- und Kriegerverein sowie meiner Wenigkeit an der Spitze der Schulkjugend. Für gar viele hatte der König huldvolle Worte; des Bürgermeisters Ansprache und dessen Döchterleins Gedicht mochten aber doch ein

wenig zu lange gewährt haben, denn schon wollte sich der Monarch seinem harrenden Wagen zuwenden, ohne uns — die wir, aufrichtig gestanden, klopfenden Herzens so recht erpicht darauf waren — besondere Berücksichtigung zu schenken, — da, im letzten Augenblick, streifte das Auge des Königs meine Kammersehar, und huldreich uns zunicke, sagte er: „Guten Tag, Jungens!“

„E. Majestät unser allergnädigster König, er lebe hoch!“ — rief ich, und die Knaben schrien aus vollem Halse ein dreimaliges Hoch! und warfen ihre Mützen in die Höhe.

„Seid ihr denn auch recht artig und fleißig?“ fragte der Monarch. Ich versetzte einem der Knaben einen verständnisvollen Nickenstoß, für die übrigen zu antworten. Aber schon brüllte die ganze Schar, eingedenk meiner gestrigen Belehrung, wie aus einer Kehle: „Ja oder nein, Ew. Majestät!“

Etwas verwundert ob solch sonderbarer Antwort sah mich der König fragend an, und wenn auch etwas verwirrt geworden, klärte ich ihn über das unselige Mißverständnis in kurzen Worten auf. Der König

Erster Postkalendar für 1888.

aber stimmte ein herzlichtes Lachen an, in welches die Jungens in ihrer Dummheit noch obendrein mit einstimmt, und meinte: „Ja oder nein! die Jungens werden wohl das richtige getroffen haben, Herr Lehrer!“

Nur einer der Schüler war ernst geblieben. Er ließ kein Auge von dem Könige, es schien, als wollte er die Heldengestalt Wilhelms seinem Gedächtnis und seiner Seele für allezeit einprägen. Aus seinen Blicken sprach die unbegrenzteste Bewunderung, Ehrfurcht und Verehrung für den Landesvater, der da vor ihm stand und von dessen Blick er soeben getroffen wurde. Es war ein hübscher, etwa 11-jähriger Knabe mit einem prächtigen blonden Lockenkopf und mit hellen blauen Augen, die ernst, aber treuherzig in die Welt hinausschauten. Was ihn unter seinen Kameraden aber vor allen bemerkbar machte, das war eine silberne Medaille, welche, am Bande getragen, seine Brust zierte.

Der König winkte ihn heran.

„Wie heißt du?“ fragte er gütig.

Und mit heller klarer Stimme, dem König frei und furchtlos ins Auge blickend, erwiderte er kühn: „Ich heiße geradese wie Ew. Majestät!“

„So! Also du heißt Wilhelm. Nun aber dein Familienname?“

„Ew. Majestät, Herr König, ich heiße Kaiser,“ erwiderte der Junge.

„Kaiser? Also doch noch um eine Stufe höher als ich?“ sagte scherzend der König. Aber das dreiste Bürschchen erwiderte sofort schlagfertig und mit der ernstesten Miene: „Na, Majestät können ja noch immer avancieren!“

Der König lächelte gedankenvoll über die Worte des Knaben, Worte, welche den letztern kaum neun

Jahre später gewissermaßen zum Propheten werden ließen.

„Und was trägst du denn da für eine Medaille?“ fragte der Monarch, welchem das aufgeweckte Wesen des kleinen Wilhelm zu gefallen und das ihn zu unterhalten schien.

„Ew. Majestät, Herr König — das ist die Rettungsmedaille.“

Als mich nun der König fragend ansah, da erstattete ich unterthänigst Bericht darüber, wie Wilhelm Kaiser in den Besitz der Medaille gelangt sei. Nur war dieser Bericht selbstverständlich kürzer gehalten als hier.

Im Februar dieses Jahres begaben sich einige Knaben meiner Schule, trotz vielfacher Verbote und Warnungen meinerseits und ihrer Eltern, nach dem nahegelegenen sehr tiefen, sogenannten Höllensee, um sich auf dem Eise herumzutummeln. Der zehnjährige Sohn des Bäckermeisters B. geriet hierbei auf eine Stelle, wo die Eisfläche am selben Morgen von den Arbeitern der Brauerei abgehoben worden war, fiel in das eisige Wasser und verschwand in demselben. Laut schrien die übrigen Kinder. Indes der eine Teil eiligst



„So — seht halte dich fest an mich — hier — geb die eine Hand her!“

dem Hause zuzagte, standen die übrigen, jammernnd und weinend, ratlos da. Plötzlich tauchte der Kopf des kleinen Verunglückten wieder auf der Oberfläche empor, und es glückte ihm, mit beiden Händen den Eisrand der Öffnung zu erfassen, ja sogar sich mit dem einen Oberarm auf denselben zu stützen. Er schrie aus Leidenschaft — jeden Augenblick konnten ihm die schwachen Kräfte versagen und schon begannen Arm und Hände des Verunglückten zu erstarren; keine erwachsene Person war auf Schweite zu erblicken. Da kam der kleine Wilhelm Kaiser eiligst vom Ufer aus auf die Eisfläche zugelaufen und rief seinem in Todesgefahr schwebenden Kameraden zu: „Karli! Karli! halte dich nur fest! — Ich komme!“ Und dabei eilte er kühn der gefährlichen Stelle zu. In unmittelbarer Nähe angelangt, legte er sich flach auf das Eis und glitschte und rutschte so vorwärts. Da war er! Gottlob! „Karli! Karli!“ rief er. „So — jetzt halte dich fest an mich — hier — gib die eine Hand her! — So, jetzt laß los!“

„Ich kann ja nicht, Willem, — ich kann ja nicht,“ schrie der arme Knabe laut weinend, „wenn ich loslasse, dann falle ich ja wieder runter!“ —

Da erfaßte der kleine Wilhelm, auf dem Bauche knapp an dem nassen Grabe liegend, entschlossen mit der einen Hand den Rodtragen seines Kameraden und mit der andern das lange struppe Haar — und nun

selbst vor Aufregung weinend, wohl auch aus Angst, daß ihm sein Werk nicht gelingen könnte, rief er: „So, Karli, jetzt kommst du! — ich lasse dich nicht los — so — noch mal — so, und jetzt, jetzt halte dich an mir fest — und —“

Der liebe Herrgott selbst mag dem kleinen Lebensretter beigestanden haben — noch ein Ruck und die beiden Knaben lagen nebeneinander auf der sichern, festen Eiskruste. Gerettet, gerettet! —

Der Herr Pastor, der eben nach dem benachbarten Dorfe B. fuhr, kam gerade dazu, als die Rettung vollbracht wurde. Er war es, welcher einen Bericht über die heroische That des Knaben der Regierung einsandte, und die Folge hiervon war die Rettungsmedaille, welche der Knabe heute stolz auf der Brust trägt.

„Das ist brav, was ich da von dir höre, mein Sohn,“ sagte König Wilhelm huldvoll und klopfte dem kleinen Kaiser auf die Achsel. Mich aber fragte Se. Majestät nach der Ausführung des Knaben, welche ich als vorzüglich bezeichnete — und nach den Verhältnissen seiner Eltern, die ich als brav, aber unbemittelt schilderte.

König Wilhelm hat ein vorzügliches Gedächtnis. Acht Tage später erhielt die Familie des kleinen Wilhelm aus der Privatschatulle des großen Wilhelm ein allerhöchstes Gnadengeschenk von 50 Thalern?

Fünfzehn Jahre waren seither verflossen. Gelegentlich einer Zusammenkunft mit dem russischen Monarchen weilte der nunmehrige Kaiser von Deutschland in der altgetreuen Preußenstadt Königsberg, und glänzende Paraden wurden abgehalten zu Ehren der Anwesenheit des Allerhöchsten Kriegsherrn.

Bei einem solchen kriegerischen Schauspiel war es, daß, als der kaiserliche Herr die Front eines Regiments abritt, ihm die martialische Gestalt eines mit dem eisernen Kreuz I. Klasse und zwei andern Dekorationen geschmückten Unteroffiziers auffiel. Der Kaiser hielt an.

„Das Kreuz, für was?“
 „Für Gravelotte, Ev. Majestät!“
 „Und die Medaille da?“
 „Rettungsmedaille, Ev. Majestät!“
 „Sie heißen?“



Bei einem solchen kriegerischen Schauspiel war es, daß der Kaiser die Front eines Regiments abritt.

greißes und er sagte: „Ah, also der kleine Prophet von dazumal, der mir damals noch unerwartetes Avancement prophezeite.“

„Ja, Ev. Majestät, derselbe!“ erwiderte der stramme Kriegsmann und aus seinen Augen leuchtete Begierterung, indes sein Antlitz sich dunkelrot überzog.

„Nun, der kleine Prophet ist ja, wie ich sehe, zu einem tüchtigen Krieger herangewachsen. Die Prophezeiung ist durch Gottes Fügen und Walten eingetroffen. Und so will ich mich denn auch noch im Prophezeien versuchen; wollen sehen, ob's eintreift! Unteroffizier Wilhelm Kaiser — Sie können ja noch immer avancieren!“ Und dem einzig mit den Paradehufeisen auf festem Boden angewurzelt, sonst aber in allen Himmeln schwebenden Unteroffizier freundlich zuneidend, ritt der erlauchte Kriegsherr die Front entlang weiter.

Auch diese Prophezeiung — was Wunder — ist bald eingetroffen. In den Nominativlisten des Regiments gab's zwei Tage später einen neugeborenen Feldwebel — den Feldwebel Wilhelm Kaiser von der 5. Kompagnie!

Wilhelm Kaiser, Ev. Majestät! — und Gnade, wenn ich es wage, zu erwähnen, daß ich schon vor 15 Jahren als Knabe von Ev. Majestät angesprochen zu werden das Glück hatte, und zwar in N. bei Frankfurt a. d. D.“ Eine kurze Weile nur, dann flog ein freundliches, mildes Lächeln über das Antlitz des kaiserlichen Helden-

Nun könnte die kleine verbürgte Geschichte vom Kaiser Wilhelm und Wilhelm Kaiser füglich als zu Ende erzählt betrachtet werden. Aber so mancher Leser möchte vielleicht doch noch wissen, wie's dem glücklichen Helden unserer Erzählung des weitem ergangen ist. Und so kann denn noch getrost vertragen werden, daß Feldwebel Wilhelm Kaiser, dank seiner ausgezeichneten Führung, sowohl im Kriege wie im Frieden, und dank der persönlichen Gnade seines geliebten Königs und Kaisers eine prächtige Stellung im Civilstaatsdienst erhalten hat und seit circa 5 Jahren mit der bildhübschen Tochter des Bäckermeisters B. . . . aus M., seinem Geburtsort, überglücklich verheiratet ist. Derjenige, welcher demgemäß sein Schwager hätte werden müssen, Karl, den er seinerzeit vor dem nassen Grabe errettete — der arme, arme Karl — vor der tödtlichen Kugel, die bei Spichern seine Brust durchbohrte, und vor dem kühlen Grabe, in das sein Kamerad ihn senkte, vermochte er ihn freilich nicht zu retten. Aber wie viel ehrenreicher, ruhmvoller und schöner war dieser Tod auf dem Felde der Ehre als jener, dem er acht Jahre vorher verfallen gewesen wäre ohne seines Kameraden Hilfe. Diente doch jedes Tröpfchen Blutes, das die heldenmüthigen Söhne auf den weiten Schlachtfeldern 1870—1871 vergossen, gewissermaßen als Kitt zum Neubau des großen gemeinsamen Vaterlandes, das wir da nennen:

Deutschland, Deutschland über alles!

Das Weihbrunngrüaberk.

Erzählung aus den Bergen von A. Weiß.

1.



o Friede und Eintracht wohnen, dort wird selbst die ärmste Hütte zum Paradies. Hiebt doch die Liebe mit ein, die alles beglückende Liebe. Ein solches Häuslein wissen wir tief drinnen im Tivoler Bergland. In dasselbe soll der Leser uns begleiten. Freundlich lugt es von sanfter Höhe ins Thal und warmer Sonnenschein schießt sich durch die offenen

Fenster ins Stübchen hinein. Ein Mädchen, kaum achtzehn Frühlinge alt, waltet drinnen in häuslicher Einigkeit. Jedes Stäubchen mußte fort und Abornstich und Bänke waren blendend weiß und sauber wie des Mädchens Gesicht rosig und fein. Die einfache, aber leidtsame Tracht: blaues Röckchen, schwarzes Kamisol und mattblaues Einstecktüchel mit weißen Franzen, harmonierte günstig mit dem blonden reichen Haargeslecht und den frischen Veilchenaugen der anmutigen Maid. Liebreiz lag auf ihren schönen Formen und Jugendlust

und Sorglosigkeit ließen das Mädchen singen und jubeln, daß es im kleinen Wohnungsraum wiederbalte und melodisch hinausdrang zu den muntern Vögeln auf Bäumen und Busch.

Eine noch rüstige, ältere Frau trat jetzt in die Stube; sie blieb auf der Thürschwelle stehen, warf einen prüfenden Kennerblick ordnungsliebender Hausfrauen auf das geschäftige Treiben der jungen Maid. Sie war zufrieden, hatte keine Ausstellung entdeckt und mit Stolz und sichtlicher Freude ruhte jetzt das Auge auf dem rübrigen Mädchen. Das würdige Weib war der leztern glückliche Mutter.

„Kosl, jetzt hörst einmal auf zu riebeln und putzen, Dirndl,“ sprach freundlich die Mutter, „sonst fegst du noch die Tischplatten durch!“

Das Mädchen hielt in Sang und Arbeit inne, steckte das breite, gewandschützende Fürtuch (Schurz) an einer Seite auf und erwiderte: „Macht nichts, Mütterl! Der Bruder ist Zimmermann, der kann wieder eine neue machen!“

„Ist aber alles so sauber, daß man auf dem Stübelboden essen könnt!“ lobte die Mutter und strich dem Mädchen das blonde Haar aus dem erhitzten Gesicht.

„Nun, wennst nur du zufrieden bist, Mutter, dann bin ich's auch; aber schau, morgen kommen die Herrschaften von Wien, unsere beständigen Sommergäst', und da darf schon alles hübsch proper sein.“

„Bist halt a' rübrig's Madl, das mir Freud' macht!“ erwiderte die Mutter und wiederholte ihr schmeichelndes Streicheln, als ein junger bildhübscher Bursche in die Stube stürmte, eine buntseidene Schützenmähne tragend.

„Grüß Gott, Mütterl und Schwester!“ rief er freudig erregt und gab beiden die Hand. „Da schaut nur, meine Lieben: das erste Haupt hab' ich mir herausgeschossen und 15 Gulden Geld noch dazu. Das Geld, Mütterl, ist dein! — und das schöne Tüchl der Kosl, es paßt just zu ihren blauen Augerln!“ fuhr der glückliche Schütze fort und ließ die Begrüßten kaum zu einer Antwort gelangen.

Mutter und Schwester drängten sich heran, um das schöne Schützenbest zu bewundern, und der Bursche hatte recht, weil er das himmelblaue Seidentuch für seine Schwester bestimmte. Ein Blick voller Liebe aus ihren freundlichen Augen lohnte den aufmerksamen Bruder, während ihr Mund hundert Schmeichelworte plauderte. Die Mutter aber machte eine abwehrende Gebärde und sagte zu dem freigebigen Sohn: „Franz, dein Geld magst du b'halten! — in acht Wochen mußt du nach Innsbruck zum Militär, da wirst du es brauchen können!“

Für Augenblicke trübte sich das Mutterantlitz, die einzige Sorge trat auf denselben hervor; Sohn und Tochter aber, die dies schnell gewahrten, waren schon zum Trösten bereit.

„Laß dir das nit ankommen, Mütterl!“ sagte Franz. „Ich bin gern Soldat und an' Kaiserjäger werd' ich machen, daß Kaiser und Land ihre Freud' sollen haben und du und d'Kosl stolz sein werdest, wenn ich konn' in der schmunzen Uniform,“ schloß er begeistert.

„Und Frieden, wie bei uns, ist im Land, Mutter, und alle, ob reich oder arm, müssen dienen!“ setzte Kosl hinzu; „selbst der Reinberger-Toni, der reichste Bua auf zeh'n Stunden, muß mit dem Franzl einrücken!“ Und sie deutete nach dem Thal auf einen prächtigen Hof, den stattlichsten in weiter Rund'.

„Ja der Toni, mein G'piel, muß auch mit hinein,“ versicherte Franz. „Und gestern, als wir mitsamm' zum Schießen ausgangen sind, hat uns der Förster Honigl